

**HOLLY SMALE**

**MeiN  
schrecklich  
schönes  
LebEN**

**ROMAN**

Aus dem Englischen  
von Jana Warendorff

**DROEMER** 

Die englische Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel  
»The Cassandra Complex« bei Century,  
einem Imprint von Penguin Random House, London.

**Besuchen Sie uns im Internet:**  
**[www.droemer.de](http://www.droemer.de)**

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich die Verlagsgruppe  
Droemer Knauer zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet.  
Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres  
Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.  
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns  
für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von  
Klimazertifikaten zur Kompensation des CO<sub>2</sub>-Ausstoßes einschließt.  
Weitere Informationen finden Sie unter: [www.klimaneutralerverlag.de](http://www.klimaneutralerverlag.de)



Deutsche Erstausgabe August 2023

Droemer HC

© Holly Smale 2023

© 2023 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur  
mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Text  
wurde vom Deutschen Übersetzerfonds gefördert.

Redaktion: Dr. Carina Heer

Das Mottozitat von Aischylos stammt aus

»Die Orestie: Agamemnon / Die Grabspenderinnen / Die Eumeniden  
(Band 154, Klassiker in neuer Rechtschreibung)«. In der Übersetzung  
von Johann Gustav Droysen. Herausgegeben von Klara Neuhaus-Richter. Deutsch-  
land: BoD – Book on Demand, 2021. S. 44

Das Zitat von Aischylos in Kapitel 5 stammt aus

»Der gefesselte Prometheus«. In der Übersetzung  
von Johann Gustav Droysen.

Deutschland, Hofenberg Verlag, 2016. S. 36

Covergestaltung: FAVORIT BÜRO, München

Coverabbildung: Frau: Bipsun/Shutterstock.com

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-426-28399-8

*Für meine Schwester Tara.  
Wir zwei gegen den Rest der Welt.*



O dieses Menschenleben! –  
Wenn es glücklich ist, ein Schatten stört es;  
ist es kummervoll, so tilgt ein feuchter Schwamm dies Bild.

– *Aischylos*



# 1

Wo fängt eine Geschichte an?

Sie ist eine Lüge, die erste Seite eines Buches, denn sie gibt sich bloß als Anfang aus. Sie tut, als wäre sie tatsächlich der Moment, in dem etwas losgeht, dabei bekommt man bloß eine willkürliche Zeile aus einem Meer an Wörtern. *Diese Geschichte beginnt hier.* Wählt eine zufällige Situation aus. Vergesst, was vorher passiert ist oder danach kommt. Tut so, als würde die Welt aufhören, zu existieren, wenn ihr das Buch zuklappt. Als wäre eine Entscheidung nicht bloß ein weiterer beliebiger Punkt auf einer festgelegten Zeitlinie.

Aber so funktioniert das Leben nicht, also belügen Bücher uns wohl.

Vielleicht lieben wir sie deshalb so sehr.

Genau solche bescheuerten Aussagen führen dazu, dass ich beim Buchclub auf der Fentiman Road vor die Tür gesetzt werde.

Hier eine Liste, wo man mich überall gebeten hat, nicht mehr aufzutauchen:

- bei der Lesegruppe auf der Blenheim Road
- in der großen WG in Walthamstow, in der ich kurz gewohnt habe
- in meiner letzten Beziehung
- in meinem aktuellen Job

Das mit den letzten beiden Punkten ist ziemlich schnell hintereinander passiert. Heute Morgen hat Will – mit dem ich seit vier Monaten zusammen bin – mich geküsst, völlig unvermittelt meine Vorzüge aufgezählt und die Motivationsrede damit beendet, mit mir Schluss zu machen.

Das mit dem Job war vor etwa achtzig Sekunden.

Dem angespannten Kiefer und den bebenden Nasenflügeln meines Chefs nach zu urteilen steht meine Reaktion auf diese

Information noch aus. Irgendwie sieht er verschwommen aus und klingt gedämpft, so als befände er sich hinter einer dicken Scheibe aus Milchglas. Außerdem hat er getrockneten Haferbrei am Kragen, aber jetzt scheint mir nicht der richtige Zeitpunkt, ihn darauf hinzuweisen. Er ist verheiratet. Soll seine Frau das später machen.

»Cassie«, wiederholt er lauter. »Hast du mich verstanden?«

Natürlich habe ich ihn verstanden, ansonsten würde ich wohl immer noch detailliert vom Kundenmeeting berichten. Denn genau damit war ich beschäftigt, als er mich eben gefeuert hat.

»Es geht gar nicht so sehr um deine Leistung«, fährt er fort. »Wobei jemand, der so ungern telefoniert wie du, wohl Gott weiß besser nicht im PR-Bereich arbeiten sollte.«

Ich nicke. Damit hat er nicht ganz unrecht.

»Aber dein *grundsätzliches Auftreten* passt einfach nicht zu uns. Du bist unhöflich. Aufmüpfig. Und ehrlich gesagt ziemlich arrogant. Du bist kein Teamplayer. Dabei weißt du eigentlich, was wir hier im Büro brauchen, oder?«

»Eine bessere Kaffeemaschine.«

»Genau so eine Scheiße meine ich.«

Ich würde euch ja verraten, wie mein Chef heißt und aussieht, aber es scheint so, als würde er in dieser Geschichte nicht länger eine tragende Rolle spielen.

»Wir haben schon oft darüber gesprochen. Cassandra, sieh mich an, wenn ich mit dir rede. Unser bester Kunde ist uns gerade wegen deines – Zitat – ›sturen, nervtötenden Verhaltens‹ abgesprungen. Du bist unsympathisch. Das war genau das Wort, das sie benutzt haben. *Unsympathisch*. PR-Arbeit ist ein Job für Menschen, die gut mit Menschen können.«

Moment mal.

»Das stimmt nicht«, werfe ich ein und versuche, ihm direkt in die Pupillen zu gucken. »Soweit ich weiß, heißt es in meiner Jobbeschreibung nicht, dass *sympathisch sein* Voraussetzung

ist. In meinem Arbeitsvertrag steht es auf keinen Fall, das hab ich überprüft.«

Jetzt blähen sich seine Nasenflügel zu regelrechten Nüstern auf.

Ich kann nur selten nachvollziehen, was andere Leute denken, aber manchmal fühle ich es: Dann strömt eine Welle an Emotionen aus ihnen heraus und in mich hinein, als würde man Tee aus einer Kanne in eine Tasse gießen. Während ich volllaufe, muss ich herausfinden, was zur Hölle das bedeuten soll. Wo das alles herkommt, und was ich tun muss, damit die Gefühle nicht überall verschüttet werden.

Jetzt pulsiert mir eine Wut durch die Adern, die sich nicht nach meiner eigenen anfühlt. Sie ist dunkellila und rot.

Seine Farben überfallen mich, und das gefällt mir gar nicht.

»Sieh mal«, sagt mein Chef und stößt ein vermeintlich geduldiges Seufzen aus, das so gar nicht zu der Emotion passt, die aus ihm herausfließt. »Das funktioniert einfach nicht. Auf irgendeiner Ebene musst du das doch auch spüren. Vielleicht suchst du dir was, das besser zu deinen ... besonderen Fähigkeiten passt.«

Im Prinzip hat genau das Gleiche auch Will heute Morgen zu mir gesagt. Keine Ahnung, warum die beiden meinen, ich hätte das Ende kommen sehen müssen. Das habe ich absolut nicht.

»Bei uns geht es um das Zwischenmenschliche«, erklärt mein Chef erneut. »Ich schlage vor, du suchst dir einen Job, bei dem das nicht so relevant ist?«

Mit einem Räuspern stehe ich auf und sehe auf die Uhr. Zeit, Bilanz zu ziehen. Es ist Mittwoch, aber noch nicht mal Mittag.

Beziehung: aus.

Job: vorbei.

»Tja«, sage ich ruhig. »Scheiße.«

Meine Geschichte fängt also hier an.

Sie hätte aber auch zu jedem anderen Zeitpunkt losgehen können. Ich musste bloß einen wählen. Es hätte heute Morgen

sein können, als ich vom Geschrei meiner Mitbewohner\*innen aufgewacht bin. Oder als ich mein Frühstück gegessen habe (Porridge mit Banane – wie immer). Oder als ich ein schönes Geschenk für Will zu unserem Jahrestag ausgesucht habe (ein wenig verfrüht, wie sich gezeigt hat).

Es hätte auch der Moment sein können, kurz bevor ich ihn das erste Mal getroffen habe, ein durchaus positiverer Start. Oder der Tag, an dem meine Eltern bei einem Autounfall gestorben sind, das wäre deutlich negativer gewesen.

Entschieden habe ich mich aber für irgendwas in der Mitte.

Der Anfang meiner ganz persönlichen Geschichte liegt damit schon etwa einunddreißig Jahre zurück, das dramatische Ende der Geschichte meiner Eltern nicht ganz so lange. Da bin ich also und packe meine Sachen in einen Karton. Wie es aussieht, ist der einzige Gegenstand auf meinem Schreibtisch, der nicht der Firma gehört, eine Tasse mit einem Cartoon-Hirsch darauf, die ich mal geschenkt bekommen habe. Sie landet im Karton. Man kann zwar nie wirklich wissen, was als Nächstes passiert, aber ich schätze, Koffein wird es weiterhin geben.

»O nein!« Meine Kollegin Sophie beugt sich über den Schreibtisch, als ich mir gerade eine welke Pflanze unter den Arm klemme, nur damit es nicht so aussieht, als würde ich ein weiteres Jahr meines Lebens hinter mir lassen, ohne etwas daraus mitzunehmen. »Die haben dich doch nicht *gefeuert*, oder? Das ist ja *furchtbar!* Wir werden dich alle ganz *schrecklich* vermissen.«

Ich habe nicht die geringste Ahnung, ob sie das ernst meint. Wenn ja, kommt das unerwartet. Wir sitzen uns zwar gegenüber, seit ich hier angefangen habe, trotzdem weiß ich praktisch nichts über sie. Bloß dass sie zweiundzwanzig ist und Thunfischsandwiches mag, dass sie sehr aggressiv in die Tasten haut und in der Nase popelt, als würde niemand von uns über die Fähigkeit zum peripheren Sehen verfügen.

»Wirklich?«, frage ich ehrlich neugierig. »Wieso?«

Sophie öffnet den Mund, schließt ihn aber wieder und widmet sich erneut ihrer Tastatur, als wollte sie mit den Fingern *Hau den Maulwurf* spielen.

»Cassandra!« Gerade als ich meine eigene Tastatur mit einem kleinen Desinfektionstuch abwischen will, taucht mein Chef im Türrahmen auf. »Was zum Geier machst du da? Du sollst nicht *jetzt sofort* verschwinden. Ich glaub, es hakt, was stimmt denn nicht mit dir? Würdest du wohl noch weiterarbeiten, bis die Kündigungsfrist abgelaufen ist?«

»Oh.« Ich schaue auf meinen Karton und die Pflanze hinab. Jetzt habe ich ja schon gepackt. »Nein, danke.«

Der Schreibtisch ist sauber, ich hänge mir meine Tasche über die Schulter und den Mantel über den Arm, drücke mir den Karton vor den Bauch und klemme mir noch irgendwie die Pflanze zwischen Ellbogen und Karton. Dann versuche ich, die Agenturtür zu öffnen. Mit dem Knie halte ich sie auf und werfe einen Blick zurück, obwohl ich – genau wie Orpheus an der Schwelle zwischen Unter- und Oberwelt – weiß, dass ich das nicht tun sollte.

In der Agentur ist es noch nie so still gewesen.

Alle haben die Köpfe abgewandt, als würde mein Anblick sie plötzlich blenden. Das leise Klappern der Tastaturen ist zu hören – fast wie Taubengetrappel auf dem Dach – und wird nur von Sophies brutalen Todesstößen unterbrochen. Der Heizkörper am Fenster gurgelt, der goldene Empfangstisch blendet mich, und der Wasserspender tropft. Wenn ich aus dem heutigen Tag etwas Gutes mitnehmen soll – und ich denke, das sollte ich –, dann wohl, dass ich *das* nicht mehr jede Sekunde meines restlichen Arbeitslebens ertragen muss.

Sie sollten öfter Leute wegen grundlegender Persönlichkeitschwächen feuern. Das steigert die Produktivität.

Als die Tür hinter mir zufällt, zucke ich zusammen, obwohl ich sie selbst habe zufallen lassen. Dann piept mein Handy, und ich balanciere vorsichtig all meine Sachen auf einem Knie,

während ich es herausziehe. Ich versuche immer, alle Nachrichten sofort zu lesen. Sonst liegt das Handy so schwer in der Tasche.

Dankworth, bitte räum deinen Scheiß auf.

Ich runzele die Stirn und antworte:

Welchen Scheiß genau?

Wieder piept es.

Sehr lustig. Räum die Küche auf, das ist ein GEMEINSCHAFTS-  
RAUM.

Vor ein paar Wochen hatte ich nicht den Eindruck, dass die Küche für die Allgemeinheit gedacht ist, als ich mitten in der Nacht ein Glas Wasser holen wollte und Sal und Derek gegen den Kühlschrank gelehnt Sex hatten.

Aber vielleicht kommt es auf die *Definition* von Gemeinschaft an.

Immer noch verwirrt drücke ich auf den Knopf vom Aufzug und laufe in Gedanken durch die Wohnung, um herauszufinden, was ich dieses Mal falsch gemacht habe. Ich habe vergessen, meine Porridgeschüssel und den Löffel abzuwaschen. Außerdem liegt mein gelber Lieblingsschal auf dem Boden, und ein violetter Pullover hängt über der Sofalehne. Das ist meine sechste WG in zehn Jahren, und langsam fühle ich mich wie eine Schnecke: Immer muss ich all mein Hab und Gut zusammenhalten, um bloß keine Spuren zu hinterlassen.

Ich antworte:

O. k.

Meine Eingeweide verflüssigen sich, meine Wangen fangen an zu brennen, und ich spüre, wie ein grellpinker Ausschlag sich über meiner Brust ausbreitet. Ein dumpfer Schmerz legt sich mir um den Hals, als würde jemand einen Schal zuziehen.

Faszinierend, wie Emotionen sich durch das Leben ziehen.

In der einen Minute bist du zwölf, stehst auf dem Spielplatz und hörst zu, wie die anderen sich darum streiten, wer dich in sein Team aufnehmen muss. Und in der nächsten Minute bist du in den Dreißigern, Single und wartest auf den Aufzug vor der Agentur, aus der du gerade geworfen wurdest, weil niemand mit dir zusammenarbeiten will. Gleiches Gefühl, anderer Körper. Das meine ich wörtlich: Meine Zellen haben sich in der Zwischenzeit mindestens zweimal selbst erneuert.

Die Agenturtür schwingt auf. »Cassandra?«

Seit Ronald vor ein paar Monaten hier angefangen hat, hatte er jeden Tag dasselbe an – einen marineblauen Kaschmirpullover. Da er immer angenehm riecht, vermute ich, dass er mehrere von der Sorte besitzt.

Er kommt auf mich zu, und ich breche augenblicklich in Panik aus. Ab und zu habe ich ihn erwischt, wie er mich vom Nachbarschreibtisch aus mit einem seltsamen Ausdruck im Gesicht beobachtet hat, und ich habe keine Ahnung, was dieser Ausdruck bedeuten sollte. Anziehung? Abneigung? Traut er sich nicht, mich zu fragen, wo der nächste gute Waschsalon ist? Für den ersten Fall habe ich mir schon vor einem Monat eine Antwort zurechtgelegt. Nur zur Sicherheit.

*Dein romantisches und/oder sexuelles Interesse schmeichelt mir, vor allem da wir uns bisher nur flüchtig kennen, doch ich habe seit Langem einen Freund, in den ich mich gerade langsam, aber sicher verliebe.*

Tja, das stimmt jetzt wohl nicht mehr, was?

Ronald räuspert sich und fährt sich mit seiner riesigen Hand über das raspelkurze Haar. »Die gehört mir.«

»Wer?« Diese ungewöhnliche Wortwahl irritiert mich. »Ich?«

»Die Pflanze.« Er deutet auf den Topf, der unter meiner verschwitzten Achselhöhle klemmt. »Die gehört mir, und ich möchte sie gerne behalten.«

Ah, jetzt erreicht der schwindelerregende Rausch der Demütigung endlich seinen Höhepunkt.

»Klar«, erwidere ich steif. »Tut mir leid.«

Ronald blinzelt und streckt die Hand aus. Ich löse hastig die Finger vom Topf, damit er mich nicht berührt, und lasse ihn dabei beinahe fallen. Den gleichen lustigen Tanz führe ich auch an der Kasse im Supermarkt auf, wenn ich bar bezahlen muss.

Ich steige in den Aufzug und drücke auf den Knopf nach unten. Ronald mustert mich so prüfend, wie man eine halb reife Avocado begutachtet, und ich starre zu Boden, bis er zu einem Entschluss kommt.

»Tschüss«, meint er schließlich.

»Tschüss.« Die Aufzugtüren gleiten zu.

Und so fängt meine Geschichte an.

Mit einer Spruchtafel in einem Karton, der Auslöschung eines kompletten Charakters und der Erkenntnis, dass ich in diesem Gebäude wohl weniger vermisst werde als eine halb tote Zimmerpflanze.

## 2

**E**s ist nicht alles schlecht.

Wenigstens muss ich morgen nicht in einer Agentur mit einem Empfangstisch sitzen, der aussieht, als hätte König Midas daran geleckert. Ich muss nicht Leuten beim Kauen zuhören, die mich nicht mögen, während ich hoffe, dass niemand ein Kreativgewitter einberuft. Ich muss nicht mehr so tun, als würde ich mir nicht am liebsten mit den Fingernägeln die Haut vom Körper schälen, während ich dafür bezahlt werde, einen Haufen Lügen zu erzählen.

Morgen wird ein *guter* Tag.

Klar, übermorgen sitze ich dann im Büro meines Bankberaters, atme in eine Papiertüte und flehe ihn an, meinen Dispo zu erhöhen. Ich sollte also wohl das Beste draus machen.

»Miss Dankworth?«

Mit einem Pling gleiten die Aufzugtüren auf, und ich stürme Richtung Ausgang. Den Karton presse ich mir wie eine Art trojanischen Schild schützend vor die Brust.

»Miss Cassandra Dankworth?« Das muss man der Rezeptionistin lassen, sie ist nur schwer zu ignorieren. »Einen Moment bitte. Ich habe hier Mr Caplan in der Leitung. Er sagt, Sie müssen Ihre Karte abgeben, bevor Sie gehen.«

Cassandra Penelope Dankworth, so heiße ich. Dank meiner (toten) Eltern trage ich den Namen einer tragischen Seherin aus der griechischen Antike, der niemand glauben wollte, und den der treuen Ehefrau, die zwanzig einsame Jahre auf ihren Mann Odysseus gewartet hat.

»Kann nicht«, presse ich hervor. »Autopilot ist an.«

Mein Herz rast, Adern und Pupillen weiten sich, die Lungen dehnen sich aus, und Sauerstoff wird in mein Hirn gepumpt,

um mich auf das vorzubereiten, was mein Körper als drohende Gefahr einstuft. Superpraktisch, wenn man vor einem wütenden Wollhaarmammut flüchten muss. Nicht so praktisch, wenn man nur versucht, ein Bürogebäude mitten in London zu verlassen, ohne sich auf die Schuhe zu kotzen.

Panisch werfe ich mich immer wieder gegen die Tür, bis die Rezeptionistin Mitleid hat und den Knopf drückt, um mich rauszulassen.

Frische Luft schlägt mir entgegen wie eine kräftige Ohrfeige.

Mit geschlossenen Augen bleibe ich einen Moment lang auf dem Gehweg stehen und versuche, mich neu zu kalibrieren. Hinter meinen Lidern flackert es – kleine Notsignale unzähliger sinkender Schiffe –, und wenn ich mich nicht bald beruhige, wird es passieren. Dabei will das nun wirklich niemand. Nicht hier, nicht auf dem Bürgersteig, mitten in Soho, umgeben von Menschen, die Flusskrebsbaguettes in sich hineinstopfen.

Will meint, ich soll es mal mit Yoga versuchen. Allerdings fühle ich mich unwohl, wenn so viele Hintern gleichzeitig in die Luft gestreckt werden.

»Entschuldigung.« Eine Frau in einer verboten orange leuchtenden Bomberjacke tippt mir sanft auf die Schulter, und ich zucke zusammen, als hätte sie mir einen Stromschlag verpasst. »Irgendwie blockieren Sie den Ei... Alles in Ordnung?«

Ich blinzele. »Bananenmuffin.«

»Wie bitte?«

Eine Welle der Erleichterung überrollt mich. »Ich brauche einen Bananenmuffin.«

Schnell klemme ich mir den Karton unter den Arm und haste auf das kleine Café an der Ecke zu. Bananenmuffins sind tröstlich. Bananenmuffins sind beruhigend und vertraut. Bananenmuffins wachen nicht morgens auf und sagen, dass du ihnen zwar viel bedeutest, sie aber keine Zukunft mehr mit dir sehen.

Die kleine blaue Türglocke vom Café bimmelt über meinem

Kopf, und kurz muss ich an das Läuten des Weihnachtsglöckchens in *Ist das Leben nicht schön?* denken, einem wunderschönen Film über einen beliebten Mann, der einen positiven Einfluss auf die Welt hat und mit dem ich mich daher nicht sonderlich gut identifizieren kann.

»Hallo, junge Frau! Herrje, ist es etwa schon ein Uhr? Oder sind Sie heute früher dran?«

Ich starre auf die Stelle, an der die Bananenummuffins stehen sollten.

»Oh.« Der Cafébesitzer lächelt, als würde nicht gerade die ganze Welt unter meinen Füßen zerbrechen. »Es gab heute Morgen leider ein Missverständnis mit den Lieferanten, und sie hatten die mit Banane nicht, die Sie so mögen. Dafür haben wir aber diese köstlichen Schokomuffins und welche mit Salzkaramell, die ich persönlich sehr empfehlen kann. Sie sind wirk...«

»Banane«, beharre ich in plötzlicher Verzweiflung.

»Heute leider nicht«, erklärt er geduldig. »Kommen Sie doch morgen zu Ihrer gewohnten Zeit wieder, dann stelle ich ein paar zur Seite, in Ordnung?«

»Aber ...« Die Verzweiflung droht, mich zu überwältigen. »Morgen komme ich nicht.«

»Warum setzen Sie sich dann nicht für einen Moment, und ich schaue mal, ob ich nicht was anderes für Sie finde?«

Der alte Herr zeigt besorgt auf die grünen Samtsessel, und sofort blitzt eine Erinnerung in mir auf: Will, wie er Cappuccino trinkt und mich mit einem Milchschaumschnurrbart verschmitzt angrinst.

»Nicht weinen, Schätzchen«, ruft der Cafébesitzer leicht panisch. »Wie wäre es, wenn ich morgen ein paar Extra-Bananenummuffins zur Seite lege, damit Sie sie abholen und einfrieren können?«

Ich werde Will nie wiedersehen, nicht wahr?

So sind doch die Regeln, oder? Sie sagen, dass ihr in Kontakt bleibt, immer Teil des Lebens sein werdet, bloß ist das nur leeres

Gerede. Eine wohlwollende Lüge, die ihr durchschauen sollt, aber ihr glaubt sie, bis ihr irgendwann keine Antworten mehr auf eure Nachrichten und Katzen-GIFs bekommt, und dann seht ihr sie mit einer anderen Frau bei Pizza Hut. Und sie tun so, als ob sie euch nicht bemerken, obwohl ihr wie wild winkt.

Ich hätte bloß nie gedacht, dass das auch mit Will passiert. Alles ist so gut gelaufen. Ich hatte noch nicht mal die Chance, eine gute Ausstiegsstrategie zu entwickeln, mir eine vernünftige Reaktion auf sein Schlussmachen zurechtzulegen oder mal im Kopf durchzuspielen, wie sich dieser Liebeskummer wohl anfühlen wird.

Ich war nicht *vorbereitet*.

»Hey«, ruft eine Frau mit einem großen grauen Hut, als ich wieder durch die Tür aus dem Café stolpere. »Warte ku...«

Alles ist viel zu weit weg und gleichzeitig viel zu nah, zu laut und zu leise. Eine gelbe Tür, eine orangefarbene Blechdose, ein blauer Streifen am Himmel, ein einzelner blauer Handschuh auf dem Boden, der rote Kreis auf dem Verkehrsschild. Wie ein sich drehendes Kaleidoskop.

Eine Taube flattert hektisch an mir vorbei, ich presse mir die Hände vor das Gesicht.

Es kommt.

Es kommt, und ohne meinen Bananenmuffin kann ich nichts tun, um es aufzuhalten.

Ich muss nach Hause, *jetzt sofort*.

Völlig außer Atem taumle ich um die Ecke und gegen eine Wand aus Lärm, so rau und schmerzhaft, dass ich einen Moment brauche, ehe ich verstehe, dass der Lärm nicht aus mir selbst kommt.

»Pelz ist Folter! Nerz bringt Schmerz! Pelz ist Folter! Nerz bringt Schmerz!«

»Mode geht auch ohne Tode!« Eine Frau mit lilafarbenem Topfschnitt hält mir eine Broschüre entgegen. »Jedes Jahr werden wegen ihres Pelzes hundert Millionen Tiere gezüchtet und

getötet! Sie fristen ihr Leben in winzigen Käfigen, bis sie irgendwann grausam abgeschlachtet werden, damit Menschen ihre Häute tragen können!«

Bläuliches Violett, Zwiebel-Käse-Atem. Eine Woge heißen Ekels rauscht mir durch den Kopf. Ich zucke zusammen, als ich gegen die klebrige, nackte Haut eines Mannes ohne Oberteil gepresst werde.

»Nerze sind semiaquatische Tiere!«, schreit er, während ich auf seine Nippel starre. »Sie halten instinktiv die Luft an, deshalb leiden sie bei der Vergasung ganz fürchterlich!«

»Ich ...«, stammle ich und stolpere über ein Banner. Jetzt werde ich die Regent Street entlanggeschwemmt wie ein gelähmter Delfin in einem Schwarm bunter, kreischender Fische mit Megafonen und Trillerpfeifen.

»PELZ IST MORD!«

»Pelz ist Mord!«

»PELZ IST MORD!«

Trommelschläge, Wolken aus lilafarbenem Rauch, schrilles Hupen, Kindergeschrei, Hundegebell. Der Schwall an Geräuschen überwältigt mich, und alle Zellen meines Körpers scheinen zu vibrieren, so wie Glas kurz vor dem Springen.

»Tod durch Elektroschocks!« Eine ältere Frau taucht genau vor meinem Gesicht auf, mit orangeroten Poren und neongelben Emotionen. »Füchse bekommen die Elektroden in den Arsch gesteckt. Klingt das für dich nach Spaß?«

Ich folge ihrem Blick zu dem Fuchsschwanzanhänger, der an meiner Tasche baumelt. Will hat mich oft damit aufgezogen, wie »kindisch« er den findet. Aber ich klammere mich gerne daran fest, wenn ich in einem vollen Zug stehe oder mir jemand in der Postschlange zu nah kommt. Außerdem ist es offensichtlich Kunstfell: Der Anhänger ist *knallgrün*, verdammt.

Was ich ihr gerade höflich erklären will, als mich eine klebrige Flüssigkeit im Gesicht trifft. Sie riecht sauer, schmeckt nach Tinte und verfaulten Gummibärchen.

Ich greife mir mit der Hand an die Wange. Meine Finger werden ganz rot.

Irgendjemand fängt an, ohrenbetäubend zu schreien.

Erst als ich mir mit den Ellbogen verzweifelt einen Weg aus der Menschenmasse kämpfe, stelle ich fest, dass dieses grausige, schrille Geräusch aus mir selbst kommt.

Es ist hier.

Es ist hier, und ich bin voller (Blut? Farbe? Maissirup?), und hinter meinen Augenlidern explodieren Feuerwerkskörper, und ich bin »unsympathisch« und »stur« und »nervtötend« und schon wieder arbeitslos, und eine Sirene geht los, und eine Alarmanlage heult mir durch den Kopf, und Will liebt mich nicht, konnte mich nicht lieben, vielleicht gibt es da nichts zu lieben, und nirgendwo gibt es *Scheiß-Bananenmuffins*.

Jetzt schluchze ich hemmungslos und tue das Einzige, was mir noch einfällt. Ich suche mir den nächsten leeren Hauseingang und rolle mich auf dem Boden zu einem kleinen Ball zusammen, die Arme fest um den Kopf geschlungen.

(»Cassandra muss sich abgewöhnen, auf Stress zu reagieren wie ein Igel.«)

Und ich warte auf die Dunkelheit.

### 3

**K**omische Reaktion, ich weiß.

Meine Mitmenschen unterstellen mir schon mein Leben lang, dass ich seltsam bin. Und immer hat sie meine Seltsamkeit verärgert oder irritiert. Über die Jahre hinweg habe ich für meine »kleinen Anfälle« schon viele Diagnosen erhalten:

- viktorianische Hysterie (»Holt das Riechsalz!«)
- ein dramatisches Naturell
- die verzweifelte Gier nach Aufmerksamkeit
- ein pathologischer Drang, Partys zu ruinieren

Ich weiß nur eins: Wenn ich mir einen dunkeln, ruhigen Ort suche, sobald sich einer ankündigt, verflüchtigen sich meine »Ausbrüche« meistens kurz vor dem Höhepunkt, wie Nieser oder Orgasmen.

Und wenn nicht ...

Sagen wir mal so, ich verbringe den Großteil meines Lebens in ständiger Angst davor, dass der nächste Anfall mitten in einem Kundenmeeting kommt, oder samstagnachmittags bei Zara oder auf der Hochzeit von irgendwem. (»Cassandra muss aufhören, so zu tun, als würde sich alles immer nur um sie drehen.«) In meiner Theorie arbeitet mein Hirn wie eine faule IT-Abteilung, und jedes Mal, wenn es irgendein Problem gibt, zieht es erst mal den Hauptstecker.

Einmal aus- und wieder anschalten, vielleicht hilft das ja.

Das hier muss ein besonders schlimmer Aussetzer gewesen sein. Als ich endlich wieder auftauche, sind meine Glieder übersät mit Kratzern, mein ganzer Körper fühlt sich irgendwie aufgedunsen an – wie ein Ballon voller Wasser. Die Straße ist dunkel und wieder ruhig. Die Demo ist verschwunden.

Genau wie meine Uhr, wie ich feststelle, als ich bibbernd auf mein Handgelenk schaue.

Ich blicke mich weiter um. Und der Karton mit der Tasse ist auch weg.

Ganz toll. Danke, London.

Unter Schmerzen versuche ich taumelnd, mich zu erheben wie Aphrodite, nur dass ich im Gegensatz zu der griechischen Göttin der Liebe und Schönheit eine schleimverschmierte, arbeitslose Frau Anfang dreißig bin. Und statt voller Anmut aus einer Muschel emporzusteigen, hänge ich schwitzend am Türknauf einer Bar mit dem seltsamen Namen Humbug, und versuche, dem verurteilenden Blick eines Müllmannes zu entkommen.

Das Gute ist, dass ich jetzt unendlich viel ruhiger bin.

Man kann über mein Hirn sagen, was man will – und sehr viele Leute hatten dazu schon eine Meinung –, aber es weiß definitiv, wie es die Werkseinstellungen wiederherstellt.

»HALLO? WER IST DA?«

Ich wünschte wirklich, meine Mitbewohner\*innen würden aufhören, das jedes Mal zu brüllen, wenn ich durch die Tür komme. So viele Menschen wohnen jetzt auch wieder nicht bei uns.

»Cassandra«, melde ich mich und schließe die Tür hinter mir.

Nach reichlicher Überlegung habe ich mir ein Uber nach Hause gegönnt, statt mich wie üblich mit den öffentlichen Verkehrsmitteln herumzuschlagen. Vermutlich ist jetzt nicht der richtige Moment, Geld aus dem Fenster zu werfen, aber es ist definitiv der falsche Moment, um ewig lange mit einem Hirn in der U-Bahn zu hocken, das sich anfühlt wie zu flüssig geratener Kartoffelbrei.

»Oh.« Sal taucht in der Küchentür auf. Sie trägt sehr kurze knallpinke Shorts und stützt lässig einen Fuß gegen ihr anderes gebräuntes Bein, als wäre sie ein lächerlich schöner Flamingo.

»Du bist's.«

»WER?«, schreit Derek schon wieder aus dem Wohnzimmer.

»Cassandra«, ruft Sal offensichtlich enttäuscht zurück, wäh-

rend sie mich mustert, als wäre ich ein Einbrecher. »Wir warten auf den Lieferdienst.«

»Hat der denn jetzt auch schon einen Schlüssel?« Ich lege meine Tasche ab und ziehe mir die Schuhe aus.

»Ha. Witzig wie immer.«

Salini Malhotra ist einen Tick kleiner als ich – »Ganz schön groß für eine Frau« (was gewöhnlich nur kleine Männer feststellen) –, hat strahlende Haut, volle Lippen und die Art Wangenknochen, die wohl niemand anders als Zeus höchstpersönlich gemeißelt haben kann. Derek Miller ist ihr Freund und ähnlich attraktiv, wenn man Männer mag, die ihre benutzten Bleachingstreifen und Bartstopfeln überall im Bad rumliegen lassen, was ich nicht tue.

Ich wohne seit ungefähr einem halben Jahr hier, und Sal sieht mich immer noch so eindringlich an, als fürchte sie, mein Gesicht irgendwann einem Phantombildzeichner beschreiben zu müssen.

»Oh!« Plötzlich fällt mir das Fake-Blut von der Demo wieder ein. Ich muss aussehen, als wäre ich in einen Fleischwolf geraten. »Mir geht's gut, mach dir keine Sorgen.«

»Mach ich nicht.« Sal seufzt erschöpft und dreht sich weg, um in den Küchenschränken nach einem Glas zu suchen. »Du wirkst, als könntest du dich sehr gut um dich selbst kümmern.«

Ein paar Sekunden lang beobachtete ich sie. Die Farbe, die aus ihr herausströmt, sieht nicht wirklich aus wie Ärger, aber sie gehört ganz sicher in dieselbe Familie: ein bläuliches Rot, wie dieser teure Designerlippenstift, den ich angeblich nicht tragen kann, weil er sich mit meinen Haaren beißt. Ihre intensiven Gefühle kribbeln mir auf der Haut, suchen einen Weg hinein. Nicht wirklich Ärger, mehr als Unmut, zu hell für Abscheu ...

»Derek«, ruft sie ins Wohnzimmer. »Deine *andere* Freundin ist da. Willst du nicht Hallo sagen?«

Was immer es ist, Sal hat mir ganz offensichtlich noch nicht vergeben. Da kommen auch ein paar Funken Kotzgelb aus ihr

heraus, bloß ergibt das keinen Sinn. Aber ich bin müde, vielleicht deute ich es auch falsch.

»Sei nett, Babe.« Derek kommt mit einem Zahnpastalächeln in die Küche geschlendert und starrt ihr auf den Hintern. »Sie hat Mist gebaut. Das passiert uns allen mal. Versuch doch, drüber hinwegzusehen, solange wir hier noch zusammenwohnen, okay?«

Langsam schlingt er seinen langen Arm um sie und zieht sie für einen Kuss an sich. Die Geste erinnert mich an einen Elefanten, der sich Erdnüsse in den Mund schaufelt.

»Na gut«, schnaubt Sal und starrt mich über die Schulter hinweg an, als wäre ich eine Gasflasche, die neben einem offenen Feuer steht und keine Sekunde aus den Augen gelassen werden darf, weil sonst das ganze Haus in die Luft geht. »Tut mir leid. Ich denke einfach, es wäre leichter für uns alle, wenn wir beide die Wohnung wieder für uns hätten. Eigentlich ist sie eh nicht groß genug für drei. Außerdem ist sie schon über dreißig. Da sollte man doch nicht mehr in WGs wohnen, oder?«

Es ist ja nicht so, als würde eine wunderschöne Wohnung in Primrose Hill auf mich warten, und ich hätte mich trotzdem für die winzige Abstellkammer in Brixton entschieden, weil ich den beiden so gerne beim Fummeln zugucke.

»Ihr seid beide neunundzwanzig«, bemerke ich knapp.

»Jeder weiß, dass dreißig die magische Grenze ist, ab der es nur noch armselig ist, mit jemandem zusammenzuwohnen, mit dem man nichts hat.« Sal löst sich von Derek und schielt mit zusammengekniffenen Augen in meine Richtung, als müsste sie überlegen, in welche seltsam geformte Tupperdose ich passe. »Warum ziehst du nicht zu dem Anwalt, den du datest? Das hilft dir vielleicht aus dem Loch, in dem du dich offensichtlich gerade befindest.«

Mein Magen verkrampft sich, als hätte mir jemand einen Basketball hineingepfeffert. Das Gefühl hatte ich schon lange nicht mehr, aber es hat sich in mein Muskelgedächtnis eingebrannt.

Gerade kann mir gar nichts helfen.

»Will ist kein Anwalt«, sage ich. »Er ist Tierfilmer.«

Fast hätte ich noch stolz erzählt, dass wir gar nicht mehr zusammen sind. Aber das ist wohl nicht der clevere Konter, nach dem ich suche.

»Lass gut sein«, sagt Derek mit Nachdruck und schnippt Sal liebevoll gegen die Nase. »Ich mein's ernst. Wir wollten Cassie so viel Zeit wie nötig geben, um eine neue Bleibe zu finden. Und das machen wir auch. Wir sind keine Arschlöcher.«

»Ich suche schon. Ehrlich.«

Und damit meine ich, dass ich zweimal im Internet nach Wohnungen geguckt habe, die ich mir leisten kann, um dann einzusehen, dass es in meiner vertrauten Hölle wenigstens heißes Wasser gibt und die Duschkabine nicht direkt neben dem Bett steht. Da habe ich den Laptop schnell wieder zugeklappt. Wenn ich mich lang genug in meinem Zimmer verstecke, vergessen sie das Drama von vor ein paar Monaten vielleicht, und alles kann wieder normal werden.

»Normal« bedeutet in unserem Fall, dass wir uns gegenseitig ignorieren und ich mir hin und wieder ein paar passiv-aggressive Kommentare über meine Kleiderwahl anhören muss.

Immer noch besser, als was auch immer *das* hier ist.

»Ich werde noch intensiver suchen«, murmele ich und sehe mich stirnrunzelnd um. Irgendwas fühlt sich falsch an. Es riecht ... anders. Gestern gab es bei den beiden Fish and Chips, und normalerweise verpestet der Geruch von Tod im Bierteig noch tagelang die Luft. Doch er ist schon fast verflogen. Der gelbe Schal hängt wieder an der Garderobe, und als ich mich zum Sofa drehe, ist auch der violette Pullover verschwunden.

Mist. Bei all dem Spaß heute habe ich die Nachrichten vergessen, die Sal mir geschickt hat.

»Tut mir leid, dass ich meine Porridgeschüssel heute Morgen vergessen habe«, sage ich förmlich und drehe mich zum Waschbecken. »Ich spüle sie schnell.«

Aber auch sie ist verschwunden.

»Haben wir jetzt eine Spülmaschine?« Meine Igelschüssel steht wieder ordentlich verstaubt in meinem winzigen Schränkchen (dem einzigen Platz, den die beiden mir zugestanden haben, und den ich täglich wie bei Tetris neu sortieren muss, damit nichts rausfällt). »Ich glaube nämlich nicht, dass ich da im Moment was zu beisteuern kann.«

»Was?« Sal stellt den laut dröhnenden Fernseher an.

»Nichts«, seufze ich. Ich würde euch ja erzählen, was ich getan habe, um wieder mal eine Wohnsituation gegen die Wand zu fahren, aber die Demütigung war schon beim ersten Durchleben schlimm genug. Es reicht, wenn ihr wisst, dass es ein Missverständnis war. Keiner meiner herausragenden Momente, und ich mache Sal keinen Vorwurf daraus, dass sie mich behandelt wie eine neue Tapete, die auf den ersten Blick gut zu passen schien, jetzt aber ungewöhnlich schwer wieder zu entfernen ist.

»Ach!«, ruft sie, als ich gerade die Treppe zu meinem winzigen Zimmer hochlaufe. »Du hast schon wieder einen blöden Brief bekommen! Ich hab ihn dir vor die Tür gelegt. Wäre schön, wenn du auch mal den Briefkasten leeren könntest. Ich bin nämlich nicht deine verdammte Sekretärin.«

Blinzelnd greife ich nach dem Umschlag, der an meiner Tür lehnt wie ein betrunkenener Mann mittleren Alters an einer Bar. Da steht mein Name – *Cass* – in einer sehr vertrauten Handschrift, und ein mulmiges Gefühl breitet sich in mir aus. Schnell kneife ich die Augen zu, bis es wieder vorbei ist.

Gestern habe ich auch einen Brief bekommen. Das gerät langsam außer Kontrolle.

Ich reiße diesen hier in der Mitte durch, öffne die Tür und werfe ihn in den Papierkorb. Ich will ihn weder lesen noch beantworten. Leise schließe ich die Zimmertür, lasse mich nach hinten auf mein Bett fallen und starre ausdruckslos an die Decke. Ich mag mein kleines Zimmer wirklich und will noch nicht wieder ausziehen, wenn es sich vermeiden lässt. Okay, es war

mal ein Badezimmer und ist so winzig, dass ich all meine Sachen in offenen Regalen und auf Kleiderstangen neben dem lädierten Waschbecken lagern muss. Selbst wenn ich sie nach Farbe und Textur sortiere (was ich selbstverständlich tue), stresst mich der Anblick.

Aber das Zimmer ist sauber, günstig und absolut symmetrisch, ein seltener Fund in London. Hier gibt es keine sichtbaren Schimmel- oder Blutflecken, dafür ein richtiges Fenster, was es besser macht als fünf der acht Alternativen, die ich mir angeguckt habe. Die Sonne scheint morgens vor der Arbeit hinein, und wenn man in einem bestimmten Winkel einschläft, wird man von einem warmen, glücklichen gelben Streifen über den Augen geweckt.

Gelegentlich fällt dieser Winkel genau auf Wills Brust. Wenn ich mich also richtig positioniere, kann ich mit der Sonne und Wills Herzschlag aufwachen.

Konnte, Vergangenheitsform, nicht länger zutreffend.

*Mist.*

Schnell schnappe ich mir mein Handy und verfasse eine Nachricht, bevor Stolz und Selbstachtung mich davon abhalten können:

Sind wir uns absolut sicher, dass das die richtige Entscheidung war?

Mir gefällt mein Gebrauch vom »wir«, als hätten wir beide denselben Beitrag zu dieser Situation geleistet, obwohl wir das definitiv nicht haben.

Ich drücke auf SENDEN und halte die Luft an, versuche, nicht mitzuzählen.

Achtundvierzig Sekunden später:

Klar! Das wird super. Wirst schon sehen!

Irritiert starre ich auf das Display.

Ähm.

»Super« ist nicht das Wort, das ich dafür benutzen würde, Will.

Es piept erneut.

Du und dein Thesaurus-Hirn ;-)

Sensationell. Bombastisch. Lebensverändernd.

Beste Entscheidung ever. Besser?

Eigentlich nicht, nein. Immer wollen die Leute wissen, was mit mir nicht stimmt, aber manchmal frage ich mich, ob wirklich ich das Problem bin. Das ist der unpassendste Zwinkersmiley, den ich je gesehen habe.

Zähneknirschend antworte ich:

Schön, dass du dich so freust.

Ich pfeffere das Handy ans Fußende meines Bettes.

Vier Monate.

Ich habe vier Monate meines Lebens mit einem Mann verbracht, der jetzt offenbar das Ende unserer Beziehung feiert wie das WM-Finale. Und ich hätte es kommen sehen müssen, das ist ja gerade das Peinliche daran. Will ist ein gut aussehender vierunddreißigjähriger Mann, der schon eine Beziehung hinter sich hat, die fast in einer Ehe geendet hätte. Ich dagegen sammle immer noch unsere Kinokarten und zähle unsere Dates. Das gestern war Nummer sechszwanzig, und das verdient doch ein bisschen mehr Respekt als »Beste Entscheidung ever«, vielen Dank auch.

Um das klarzustellen: Ich bin nicht *immer* diejenige, die verlassen wird. Auch wenn ihr das vielleicht denkt, aber ich hatte

bisher etwa dreiundzwanzig Lebensabschnittsgefährten, und bei ungefähr fünfundfünfzig bis sechzig Prozent war ich diejenige, die es beendet hat. Dates und Beziehungen sind total anstrengend, auch wenn die andere Person es wirklich will. Was auf Will – wie er mir gerade unmissverständlich klargemacht hat – offenbar nicht zutrifft.

Plötzlich bin ich furchtbar erschöpft, also schlüpfte ich schnell unter die Decke und ziehe sie mir über den Kopf wie eine kleine Festung. Meine blonden Haare knistern vor statischer Ladung, bauschen sich auf wie eine Pustelblume und kleben mir sofort im Gesicht. Mit einem Gähnen streiche ich sie beiseite und schließe die Augen. Das geht mir immer so. Zu viele Gefühle auf einmal treiben mein Hirn in eine Leistungsspitze. Dann schickt es mich schlafen, um Energie zu sparen. Etwas unpraktisch, wenn man zum Beispiel auf der Beerdigung der eigenen Eltern ist. Aber wenn man schon im Bett liegt und es nicht mehr viel gibt, für das es sich wach zu bleiben lohnt ...

Ich bin fast völlig weggedriftet, als es an der Wohnungstür klingelt.

Hinter meinen Augenlidern blitzt ein helles Neonblau auf.

»Endlich. Das wurde ja ... CASSANDRA! FÜR DICH. Wo zum Teufel bleibt das Essen? Müssen die das erst noch fangen? Ich kollaboriere gleich, verdammt.«

Verwirrt quäle ich mich aus dem Bett (noch zu verschlafen, um zu begreifen, ob Sal meint, dass sie vor Hunger gleich zusammenklappt oder sich mit Derek zusammentut, um mich zur Tür zu schleifen) und werfe mir meinen alten gelben Bademantel über die Arbeitsklamotten. Es war ein langer Tag, und mir tut alles weh. Ich kann jedes bisschen Extraflausch gebrauchen, das ich kriegen kann.

Als ich mir die Kapuze auf den Kopf ziehe, knistern meine Haare wieder. Ich gehe in den Flur.

»Hey, Küken.« Will grinst mich an.